

Der Nichtsnutz als Noch-Nichtsnutz

Wilhelm Raabe und das potentielle Wissen im deutschen Realismus

Worauf der Realismus programmatisch setzt, ist Nützlichkeit. Jene ›wirkliche‹ Sache, jene *res*, nach der sich diese Literatur benennt, ist ein Ding des Nutzens oder, besser noch, »das gemeine Nützliche«.¹ Damit entspricht sie einer Zeit, die sich als »allem Unnützen abholde« Epoche versteht und sich zugleich ihren demokratischen »Ruf nach möglichster Erweiterung und Ausbreitung der Bildung« zugute hält. Unzeitgemäße wie Friedrich Nietzsche jedoch vermuten dahinter nur die »nationalökonomischen Dogmen der Gegenwart.« Demokratisierte Bildung meint nämlich nur jene möglichst allen eingeschärfe »Einsicht, mit der man sich ›auf der Höhe seiner Zeit‹ hält, mit der man alle Wege kennt, auf denen am leichtesten Geld gemacht wird«. Bildung hat also nur mehr wenig mit dem Besonderen, mit Absonderung und Sonderlingen zu schaffen. Die »eigentliche Bildungsaufgabe« ist nun vielmehr, »möglichst ›courante‹ Menschen zu bilden, in der Art dessen, was man an einer Münze ›courant‹ nennt.«²

Bereits zur Mitte des 19. Jahrhunderts demonstriert Gustav Freytags *Soll und Haben* den Idealfall des Realismus: den Deutschen da zu zeigen, wo er »am größten und schönsten« ist – nämlich bei der nützlichen Tätigkeit.³ Und lange, ehe Anton Tschechow die innere Zweckmäßigkeit eines Dramas daran erweisen wird, dass die Flinte, deren Schuss die Katastrophe des letzten Akts besiegelt, bereits an den Kulissenwänden des ersten Aktes hing, lange vorher entdeckt Freytags Rezensent Theodor Fontane einen noch nützlicheren Erweis innerer Motivierung: Wird im ersten Band von *Soll und Haben* ein Nagel eingeschlagen, dann nicht, ohne dass an eben diesem Nagel spätestens im dritten Band »irgendwas, sei es ein Rock, sei es ein Mensch,

¹ Allgemeine Realencyklopädie (1848), abgedruckt in: Gerhard Plumpe (Hg.), Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung, Stuttgart 1985, S. 41.

² Friedrich Nietzsche, Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten. Sechs öffentliche Vorträge (1872), in: Ders., Kritische Studienausgabe, hg. von Giorgio Colli/Mazzino Montanari, Bd. 1, München/Berlin/New York 1988, S. 664, 667.

³ Gustav Freytag, Neue deutsche Romane, in: Die Grenzboten 12/2 (1853), S. 121–128, hier S. 128.

aufgehängt würde.«⁴ Die realistische Erzählkunst ist eine Kunst des ordentlich vertäuten Imaginären, eine museale Technik der Bilderhängung. Selbst augenscheinlich funktionslose Details werden zu guter Letzt als ›Aufhänger‹ und somit dazu dienen, Ausschnitte von Wirklichkeit zu einer repräsentativen Ordnung zusammenzuführen.

Welches schiefe Bild muss aber dann eine Literatur abgeben, in der die Dinge nicht mehr als dramatisch brauchbare Flinten oder narrativ zweckdienliche Nebensachen, sondern allein noch als nutzloses und vernutztes Zeug auftauchen? Definitiv unnütz gewordene Dinge, bloßer Plunder und Trödel dringen mit Außenseitern wie Adalbert Stifter, Friedrich Theodor Vischer oder Wilhelm Raabe zusehends in den Realismus ein, um hier nur mehr als Zeuge entzogener Dinghaftigkeit und als Zeichen verlorener Sinnbezüge zu erscheinen.⁵ Doch gerade dieser Entzug und Verlust gibt Anlass zu einer eigentümlichen Poetik: Weil es nicht mehr das überflüssige oder funktionslose Detail einer eigentlich intakten Ordnung nützlicher oder sinnhafter Dinge, sondern die gleichsam leere Mitte des Erzählers darstellt, zeitigt derart unnützes Zeug immer weniger jene »referentielle Illusion«, die Roland Barthes als ›Realitätseffekt‹ des klassischen Realismus beschrieben hat. Hier dienten die kontingenten Inhalte des Wirklichen noch als dessen Platzhalter, kompensierte mithin der nebенächliche Referent noch das Fehlen des Signifikats ›Wirklichkeit‹.⁶ Nunmehr scheinen die funktionslosen Sachen indes diesen semiotischen Nutzen eingebüßt zu haben: Sie zeitigen den Effekt einer eigentümlichen Derealisierung und referentiellen Desillusionierung, dem allenfalls noch ein zeitlicher oder, wie man glauben könnte, eschatologischer Index entgegen steht.

In Raabes quasihistorischem Kriegsroman *Das Odfeld* (1888) etwa zeigt der Magister Noah Buchius eine gewisse »Vorliebe für das, was Abziehende als gänzlich unbrauchbar und im Handel der Erde nimmer mehr verwend-

⁴ Theodor Fontane/Gustav Freytag: »Soll und Haben«, in: Theorie des bürgerlichen Realismus, S. 226–232, hier S. 230.

⁵ Vgl. hierzu etwa Julia Bertschik, Gesammeltes Wissen. Wissenschafts-Dilettanten und ihre Sammlungen bei Stifter, Raabe und Vischer, in: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft (2006), S. 78–96; Barbara Hunfeld, Zeichen als Dinge bei Stifter, Keller und Raabe. Ironisierung von Repräsentation als Selbstkritik des Realismus, in: Dies./Sabine Schneider (Hg.), Die Dinge und die Zeichen. Dimensionen des Realistischen in der Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts, Würzburg 2008, S. 123–141; Sabine Schneider, Vergessene Dinge. Plunder und Trödel in der Erzählliteratur des Realismus, in: Barbara Hunfeld/Sabine Schneider (Hg.), Die Dinge und die Zeichen, S. 157–174.

⁶ Roland Barthes, Der Wirklichkeitseffekt, in: Das Rauschen der Sprache. Kritische Essays IV, Frankfurt a.M. 2006, hier S. 164–172, S. 171.

bar hinter sich zurückzulassen pflegen.«⁷ (17; 17) Seine Sammlung des Unnützen umfasst eben entsorgte Töpfe, römische Rittersporne oder auch einen versteinerten *homo diluvii testis*, einen Zeugen »der Sündflut« (129). Er inventarisiert also Sachen, von denen nur klar ist, dass sie aus vorzeitiger ›Sündhaftigkeit‹, aus dem Krieg, der die Geschichte ist, oder aus einem konsequenten Grundverlust herrühren – nicht aber, ob sie überhaupt noch ordentliche Dinge sind und sich mit den *verba* des Katalogs nicht nur rein zufällig kontaminiert haben. Die Erwartung, die solche Sachen inmitten seiner Klosterzelle, jenes von Wirklichkeit verschonten Rückzugsraums, zunächst noch wecken, ist die einer dereinst wiederhergestellten Ordnung der Dinge. Doch mit der Entropie der Sammlungsbestände wird selbst die fromme Hoffnung auf eine Musealisierung von Wirklichkeit zunichte. Denn eines von Buchius' Bestandsstücken, ein vom Schlachtfeld geborgener Rabe, zerstört die Sammlung von innen, von ihrer materiellen Seite wie von ihrer inventarisierten Ordnung her.

Zur Hochzeit des Trödelhandels und des buchhändlerischen Geschäfts mit Historienstoffen entstanden, könnte man Raabes *Odfeld* auch einfach als eine Zeitsatire verstehen. Doch ist des Magisters Noah Unfähigkeit zur zweckdienlichen Ordnung ein Symptom zahlreicher Helden Raabes. Bereits sein Erstling *Die Chronik der Sperlingsgasse* (1856) präsentiert sich als Bestandsaufnahme des gealterten Johannes Wacholder, für den die Erinnerung an die Stelle der Hoffnung getreten, die sinnhafte und chronologische Rückschau aber ihrerseits zur Unmöglichkeit geworden ist. Deshalb verfasst er eine Chronik, »diese bunten Blätter ohne Zusammenhang«, die das Vorübergegangene wie ein »Kinderbaukasten« zusammenstellen (1; 140, 142). Hefteten die alten Chronisten, nachdem sie ihre Aufzeichnungen beendet hatten, »noch einige weiße Bogen hinten an, damit der künftige Besitzer die ›wenigen‹ Ereignisse, welche vor dem Untergang der Welt noch geschehen würden, darauf nachtragen könne«, so verzichtet Wacholder auf diese Praxis (170). Für seine Chronik, statt eines Metatexts ihrerseits ein Dokument dinglicher und geistiger Disparität, erwartet er keine *restitutio in integrum* mehr. Und sich selbst sieht er als einen Sonderling, der die Wörter und die Dinge nicht mehr zu synthetisieren vermag – der wie Trödel von der Geschichte ausgemustert wurde.

Mit unnützen Dingen, unnützen Ordnungen oder überhaupt unnützem Wissen sind bei Raabe etliche Figuren befasst. Erscheinen sie nicht, wie der

⁷ Wilhelm Raabes Sämtliche Werke, Braunschweiger Ausgabe, Göttingen 1951ff., werden im fortlaufenden Text unter Angabe von Band und Seitenzahl zitiert.

Magister Noah Buchius, selbst »als das unnützeste, verbrauchteste, überflüssigste Stück des Hausrats« (17; 19), so werden sie zumindest ‚Nichtsnutz‘ geschimpft. Lexika geben zu Raabes Zeit für das zugrunde liegende Adjektiv *nichtsnütze* eine dreifache, lateinisch aufgefächerte Bedeutung an: *infructuosus*, also ‚fruchtlos, erfolglos‘; *inutile*, mithin ‚unbrauchbar‘; oder *incommodus*, nämlich ‚ungelegen, lästig‘ oder ‚unbequem‘. Ein typischer Nichtsnutz ist Leonhard Hagebucher aus *Abu Telfan* (1867), wie so oft bei Raabe ein gescheiterter »Studiosus der Gottesgelahrtheit« (7; 28). Als Taugenichts hat es ihn aus dem Provinznest Nippendorf zum Suez-Kanal und zum Kolonialhandel getrieben, ehe er im inneren Afrika in elfjährige Sklaverei geriet, er von einem Sklavenhändler freigekauft wurde und sich auf den Heimweg machte. Da er nicht, wie etliche deutsche Afrikareisende der Epoche, als Märtyrer der Wissenschaft verschollen geblieben, sondern nur als Leonhard Hagebucher, ohne besondere Reichtümer oder verwertbare Kenntnisse, heimgekehrt ist, wirft man diesem »unnützen Menschen« nun seine »Unreellität« und »Phantasterei« vor (39, 41). Im Wirtshaus bezweifelt man seine Erzählungen, die Existenz des Königreichs ›Abu Telfan‹, wenn nicht gar die von Afrika überhaupt, und aus dem väterlichen Haus wird er verstoßen.

Vom Vetter Wassertreter aufgenommen, einem vormaligen Revolutionär, studiert Leonhard nun die politischen und literarischen Tagesnachrichten rückwärts bis zum Jahre 1845 – mit »unermesslichem Nutzen«, wie es heißt, denn ohne dieses tagtägliche Studium obsoleten Tageswissens säße er längst in der Landesirrenanstalt (125). Doch nicht im Zuge dieses eigentlich verkehrten Bildungsgangs wird er zuletzt rehabilitiert und zu einer nützlichen Stütze der Gesellschaft, sondern weil sein Vater stirbt und ihm mit dessen Erbe ein ansehnliches Vermögen zufällt. Ein Nichtsnutz, weil erfolglos beim Aufbruch und unbrauchbar bei der Heimkehr, war er von Anbeginn gewesen. Lästig, unbequem und somit immer noch ein Nichtsnutz war er, als er in einem Vortrag über Abu Telfan dessen Sitten und Einrichtungen mit denen Nippendorfs verglich und skandalöserweise beide zu seiner Heimat oder vielmehr beide zur Fremde erklärte. Erst schlussendlich findet er Gefallen daran, »in der Wirklichkeit« zu leben (293). Doch bezeichnet das derart überwundene »wahre innere Afrika⁸ ein zugleich geographisches und psychisches Inkognito; es bezeichnet Leonhards unnützes, weil weder wissenschaftliches noch erbauliches Wissen vom dunklen Kontinent; und

⁸ Jean Paul, Sämtliche Werke, hg. von Norbert Miller, 4. Aufl., München 1987, Abt. I, Bd. 6, S. 1182.

es bezeichnet zuletzt das Reale, weil kollektiv Verdrängte des Poetischen und Politischen Realismus: die gescheiterte, von Hagebucher in der Sklaverei verschlafene Revolution des Jahres 1848.⁹

*

Die gestörte Ordnung der Dinge; das eigentümlich unnütze, weil erfolglose, unbrauchbare oder unbequeme Wissen; und der krumme Werdegang des Nichtsnutzes – dies scheinen von Anbeginn die ›Aufhänger‹ für Raabes Poetischen Realismus. Es liegt nahe, diese Themen besonders in Raabes späteren Publikationen auf seine unzeitgemäße Poetik, auf seinen allmählich sinkenden Marktwert und seine immer offensichtlichere Randständigkeit im Literaturbetrieb zu beziehen. Vom existenzbedrohenden Tiefpunkt seiner Geltung hat er 1884, im Erscheinungsjahr von *Pfisters Mühle*, gesprochen – vielleicht dasjenige unter Raabes Büchern, das die Beziehung zwischen Kunst und Nützlichkeit am konsequenteren ausleuchtet.¹⁰ Im Untertitel als »Sommerferienheft« bezeichnet, dokumentiert der Text die Erinnerungs-, Erzähl- und Schreibbemühungen des Berliner Gymnasiallehrers Eberhard Pfister, während dieser mit seiner jungen Frau Emmy noch einmal vier Wochen auf der alten väterlichen Mühle verbringt. Diese Mühle war Jahrhunderte lang in Familienbesitz, muss nun aber einem Fabrikbau weichen. In Eberhards Jugend wurde hier tatsächlich noch Korn gemahlen, und im Schatten der Mühle hatte man bis vor kurzem noch ein Ausflugslokal betrieben. Doch mit dem Näherücken des gründerzeitlichen Berlins zeichnete sich ihr Schicksal unverkennbar ab. Der alte Pfister ließ deshalb seinen Sohn, statt ihm den Familienbetrieb zu übertragen, lieber vom Studiosus Asche klassisch unterrichten, damit er studieren und etwas Nützliches werden könne.

Die Mühle und die Pfisters wollte die Welt zuletzt nicht mehr »zu ihrem Nutzen und Vergnügen« (16; 20), denn eines Tages war das Mühlwasser verdreckt, zahllose tote Fische trieben im nunmehr stinkenden Bach vorbei,

⁹ Vgl. hierzu Daniela Gretz, Das »innere Afrika« des Realismus. Wilhelm Raabes *Abu Telfan* (1867) und der zeitgenössische Afrikadiskurs, in: Michael Neumann/Kerstin Stüssel (Hg.), Magie der Geschichten. Weltverkehr, Literatur und Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Konstanz 2011, S. 197–216, hier S. 214–216.

¹⁰ Vgl. hierzu Wilhelm Raabe, Briefe, in: Karl Hoppe/Hans-Werner Peter (Hg.), Ergänzungs-Band 2, Göttingen 1975, S. 253, und Ergänzungs-Band 3, S. 374. Vgl. zudem allgemein: Markus Winkler, Die Ästhetik des Nützlichen in »Pfisters Mühle«. Problemgeschichtliche Überlegungen zu Wilhelm Raabes Erzählung, in: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft (1997), S. 19–39.

und nach und nach blieben so auch die Ausflugsgäste fern. Adam Asche, vormals noch ein Student der Philosophie, zuletzt aber in der Chemie promoviert, konnte mittels mikroskopischer Gewässeruntersuchungen beweisen, dass der ›Unflat‹ aus der in nächster Nähe errichteten Zuckerrübenfabrik Krickerode stammt. Zwar zog der alte Pfister daraufhin vor Gericht und bekam dort auch Recht. Doch schloss er die Mühle nun endgültig, schließlich hatte sein Weltvertrauen einen unwiderruflichen »Knackss« (143) erlitten: Das Experiment des Herrgotts mit der Schöpfung und ihren Übeln mochte in seiner Unerforschlichkeit ja noch zu etwas gut gewesen sein.¹¹ Dass es aber nun »in nichtsnutziger Halunkenhaftigkeit« (53) den neuen Industrien erlaubt sein sollte, brach des alten Pfisters Glauben an die Vorsehung so sehr wie an einen Ausgleich zwischen Arbeitsökonomie und Naturschönem. Und nur auf diesem gründete ja die Verquickung von Nutzen und Vergnügen mittels seiner Mühle: als Mahlwerk, das durch seine Funktionstüchtigkeit oder innere Zweckmäßigkeit erfreut, und als idyllischer, damit kommerziell nutzbarer Einklang zwischen Natur und Mensch.

Raabes Erzählung hat man ein Jahrhundert nach ihrer Entstehung als ein frühes literarisches Zeugnis ›ökologischen Bewusstseins‹ wiederentdeckt. Doch betrifft dieses Bewusstsein von einer gestörten Ordnung der Dinge auch und gerade das Kunstsystem und seinen Funktionswechsel im Spätrealismus. Jene Systemgrenzen nämlich, die zu Zeiten romantischer Autonomieästhetik die Welt des objektiven Nutzens und der äußeren Zwecke noch als bloße ›Umwelt‹ von Kunst, Literatur und deren innerer Zweckmäßigkeit oder Vollkommenheit abzudämmen wussten, werden hier durchlässig für Belange der Wirtschaft und der Produktion, des Wissens und der Politik. Damit aber wird die romantische Trennung von *prodesse* und *delectare* nicht nur aufgehoben, sondern auch als bloße Episode kenntlich: Einerseits waren bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts Nutzen und Wohlgefallen immer wieder Hand in Hand gegangen, sei es bei den antiken Rhetorikern oder in der *Ars poetica* des Horaz, sei es – zugunsten Gottes oder der Erziehung zum Menschengeschlecht – in der barocken oder aufgeklärten Dichtung. Andererseits bahnte sich in der Spätzeit des Realismus, am prominentesten mit dem *Arts and Crafts Movement*, von der Seite äußerer Zweckdienlichkeit her eine erneute Annäherung von Schönheit und Nützlichkeit an.

¹¹ Bis hin zu Leibniz' *Theodizee* dient das Übel in der Welt dem höchsten und als solchem unverrechenbaren Nutzen, nämlich dem Erweis und der Ausübung göttlicher Providenz: *utilitatem vero divinam providentiam*, schreibt deshalb bereits Augustinus. – Summa Theologiae, I, 3, 3.

Dieses neue Verhältnis zwischen *utilitas* und *pulchritudo* musste gerade die eklektische Poetik des Bürgerlichen Realismus irritieren, was sich bei Raabe schon am Geltungsverlust klassischer Gattungsbestimmungen erweist, etwa an der Zersetzung des Bildungsromans. Nicht eines (wie in *Wilhelm Meister*) zunächst noch verborgenen Ratschlusses oder seines freien, weil bildungsbeflissen Gehorsams wegen verlässt Eberhard Pfister die väterliche Mühle. In die Mühlen des reichsdeutschen Erziehungssystems wird er geschickt, damit es ihn und seine unzeitgemäße »Phantasie« gegen die unverkennbare Misere der Epoche »abhärteln« kann (28). Zwar gewährt die reichsdeutsche Universität noch eine gewisse Eigenzeit der Bildung,¹² die der Beschäftigung mit schlechtweg unnützem Wissen gewidmet werden kann, doch nur, damit sich das überkommene Bildungssubjekt in ein umso nachhaltiger nützliches verwandelt.

Dies verdeutlicht schon die gewandelte Funktion des Lateinischen: Für den jungen Eberhard erfüllt es noch den Zweck, Denken und Gedächtnis zu schulen, etwa indem man auch mit »nichtsnutzigen Ausnahmen« zu operieren lernt (25). Für Naturwissenschaften, die wie die Biologie und Chemie weniger mit dem schönen Schein als dem unflätigen Realen der Natur befasst sind, mag die klassische Bildungssprache als Grundlage ihrer Nominalien noch eine gewissen Rolle spielen. Doch enthüllt bereits die wuchernde Terminologie, mit welcher Asche die Algen im Mühlwasser identifiziert, dass die Brücke zwischen klassischem und pragmatischem Wissen abgebrochen ist. Die Mikroorganismen, deren Namen Asche lateinisch apostrophiert sind, wie der Vater resigniert erkennt, zu Zeiten seiner Bildung einfach »noch nicht erfunden« worden (93). Das pragmatische Wissen der Naturwissenschaften generiert jedenfalls eine neue Ordnung der Dinge: neue Objekte und Begriffe, neue Themen und Wissensträger. Vor der realen Misere kapituliert das klassische Bildungssubjekt, und der alte Pfister gesteht Asche seinen nachträglichen Wunsch, er hätte den Sohn »weniger auf das Griechische und Lateinische dressieren lassen und mehr auf Ihr Vergrößerungsglas.« (92)

Weil, im »chronotopischen« Rahmen von *Pfisters Mühle*, die reichsdeutsche Wirklichkeit ihrerseits wie unter einem Vergrößerungsglas erscheint, präsentiert Raabes Text eine kleine Typologie ihrer Bildungsträger: den nutzbringend gewordenen Wissenschaftler und Unternehmer Asche, den nützlicherweise mit Unnützem befassten Eberhard Pfister und, vollends

¹² Vgl. zur Eigenzeit der Bildung als Ideal der Universität den Beitrag von Johannes Lehmann im vorliegenden Band.

randständig, den vormals gefeierten Poeten und nunmehr renitenten Nichtsnutz Felix Lippoldes. Dieser hängt noch der klassisch-romantischen Zweckfreiheit der Kunst und deren freischaffender Wirklichkeit an, »aller Pragmatik in der Welt zum Trotz« (81), weshalb er den Anschluss an die Welt mehr und mehr verliert. Das »große, phantastische Wort«, die idyllische oder, in Hölderlins Sinne, hymnische Stromdichtung war ihm nur möglich, solange ihm die Mühle noch als Chronotopos des Poetischen vor Augen stand (106). Nunmehr aber ist ihm der »Lebensquell« vergiftet (97). Der vormals bedeutende Dichter wird zum verarmten poetischen Taugenichts, der in der Prosa der Verhältnisse kein »nutzbare[s] Ergebnis [s]eines Menschendaseins« vorzuweisen hat (96). Statt Hölderlins heiliger Nüchternheit ergibt er sich der Trunksucht, ergeht er sich in apokalyptischen Visionen und ertrinkt zuletzt im verschmutzten Mühlbach. Sein Tod besiegt die Schließung der Mühle, und bestattet wird er anonym – damit ihn kein »Literaturgeschichtenschreiber« so leicht finden und zum Gegenstand nützlicher Kenntnisse machen können wird (159).

Zu einem solchen Literaturhistoriker ist allerdings zuletzt Eberhard Pfister geworden. Als staatlich bestellter Experte des Unnützen, als Philologe und Lehrer soll er die Poesie in die Literaturgeschichte ›aufheben‹, mithin als Bildung verklären und damit aus der prosaischen Wirklichkeit beseitigen – oder sie einfach, als Privatsache, in seinem Familienalbum bewahren. Spätromantische Mühlengedichte wie das von August Ferdinand Alexander Schnezler kennt er nicht nur auswendig, sondern weiß sie auch fachmännisch zu interpretieren und in seinem Sommerferienheft als »Allegorie« seines eigenen Aufenthalts zu deuten (133). Schließlich vermitteln ihm die Wochen, in denen er verabredungsgemäß ein letztes Mal auf der Mühle weilen darf, »als ob« es diesen Chronotopos noch wirklich gäbe, »ein konzentriertestes Dasein all dessen, was an Bekanntschaft und Gewohnheit gewesen war, von Kindheit an« (10, 18). Das Wissen um den bereits erlittenen Referenzverlust macht die allerletzten Tage in der Mühle »immer schöner« (110). Sie werden zur Essenz gelebter Wirklichkeit und damit zum Paradefall ästhetischer ›Verklärung‹, durch die das Erzählen, nach dem Vorbild von »Scheherezade«, noch einmal einen Aufschub zu ermöglichen scheint (50). Doch vollzieht sich diese imaginäre Bestandssicherung eben nur in einem urlaubsgemäß »nichtsnutzen« Kopfe« (50). Unweigerlich und wiederholt stellt sich Eberhard deshalb die Frage: »Wozu?« Wozu sollte er »auf literarischem Wege« (38) bändelang über seine glückliche Kindheit schreiben? Sein Sommerferienheft versenkt er zuletzt »in den tiefsten Tiefen meines Hausarchivs« (150), denn nur als derart unnützes Schreiben kann

es Eberhard zur zwischenzeitlichen und rein privaten Versenkung in die Vergangenheit, Raabe selbst aber noch als Roman dienen.

Diese Schreibszene, die ja den gesamten Text in der Schwebe hält, kann man im Sinne Roland Barthes' als ›intransitives‹, ›absolutes‹ oder ›diathetisches‹ Schreiben verstehen, das das Subjekt in der Mitte zwischen Passivität und Aktivität platziert oder vielmehr in der Übereinkunft von Affekt und Handlung allererst auftauchen lässt.¹³ Zugleich aber führt sie die Depotenzierung poetischen Schreibens vor: Die ›Verklärung‹, seit Anbeginn ein Leittheorem realistischer Programmschriften, wird zur Privatsache. Unnütze Phantastereien lassen sich so nochmals in persönlichen Nutzen konvertieren. Doch das poetisch ›konzentrierteste Dasein‹ ist nicht mehr als imaginärer Durchgriff auf die Wirklichkeit, sondern bloß noch als zwischenzeitliche Selbstvergewisserung derer zu verstehen, die normalerweise in einer Wirklichkeit des Nutzens zu leben wissen. ›Verklärung‹ organisiert also weniger den poetologischen Kanon der Zeit, als dass sie innerhalb der Literatur selbst ein Kriterium dafür liefert, zwischen realitätsbewussten ›Normalen‹ einerseits und – zwischenzeitlichen oder vollends renitenten – ›Sonderlingen‹ andererseits zu unterscheiden.¹⁴ Der ›Nutzen und Nachteil‹ solcherart verklärender Privathistorie entspricht demjenigen antiquarischer Historie generell: Dem ›Bewahrenden und Verehrenden, dem, der mit Treue und Liebe dorthin zurückblickt, woher er kommt‹, ermöglicht sie nach Nietzsche, die ›Bedingungen‹ seines Gewordenseins der Nachwelt zu überliefern und derart dem ›Leben‹ zu dienen. Doch wenn die Betrachtung von ›Urväter-Hausrath‹ zum Selbstzweck wird, wenn sich das ›Wittern auf fast verlöschten Spuren‹ verliert, der ›Gesichtskreis‹ auf ›alles Alte und Vergangene‹ zusammenschrumpft und man somit ›allein Leben zu bewahren, nicht zu zeugen‹ vermag, leidet der ›Instinct‹ für ›das Werdende‹.¹⁵

Diesen Instinkt hat sich indes Adam Asche so sehr bewahrt wie zunutze gemacht: Als die Mühle dem ›Wirbel des Übergangs der deutschen Nation aus einem Bauernvolk in einen Industriestaat‹ nicht standhält und als der Mühlbach ›wahrhaftig niemand mehr als Bild des Lebens und des Reinen dienen‹ kann, erkennt Asche die Zeichen der Zeit – und betreibt zuletzt

¹³ Vgl. Roland Barthes, *Die Vorbereitung des Romans. Vorlesung am Collège de France*, Frankfurt a.M. 2008, S. 232f.

¹⁴ Vgl. hierzu Moritz Baßler, *Figurationen der Entzagung. Zur Verfahrenslogik des Spätrealismus bei Wilhelm Raabe*, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* (2010), S. 63–80, hier S. 73.

¹⁵ Friedrich Nietzsche, *Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben*, in: Ders., *Kritische Studienausgabe*, Bd. 1, S. 243–334, hier S. 265, S. 267f.

selbst »das wasserverderbende Geschäft am Ufer der Spree« (126). Kein Nichtsnutz mehr, beherzigt er die »Pflicht der anständigen Menschen, die Ströme dieser Welt«, nunmehr vor allem Geld- und Warenströme, »nicht bloß den andern zu überlassen« (109). Denn »der beste Mann wird immer derjenige sein, welcher sich auch mit dem schofelsten Material [...] zurechtzufinden weiß.« (101) Und kann »das nützliche Element« nicht mehr die Daseinsquellen der Müller und Poeten speisen, so mag es doch wenigstens zum Abwasser dienen (99). Als man allerorten und jederzeit »Soll und Haben« zu überschlagen beginnt, gelangt Asche rasch vom Latein und von der Philosophie zur Buchhaltung, unterwirft er sich bald der »Tagesherrin, der realen Wissenschaft«, experimentiert er mit chemischen Verfahren der Wäschereinigung und wird zuletzt an solchen reich (42, 75). Was er sich von der Romantik seiner Jugend noch bewahrt hat, ist das ironische Pathos des naturphilosophischen Experimentators – so als ringe er bei seinen Wäschereinigungsversuchen mit dem »Weltgeheimnis« und eröffne sich hier »das Mysterium« schlechtweg: das ›Unbedingte‹, ›Reale‹ oder ›Ding an sich‹ (58f.).¹⁶

Wie die Architekten des historistischen Neubaus, der an die Stelle der Mühle rücken wird, fordert Asche das »Schöne, das Großartige im innigen Verein mit dem Nützlichen« und rät folglich dem jungen Erben Pfister, sein nach Verkauf der Mühle »nutzlos gewordenes Kapital in seinem Unternehmen anzulegen.« (125) Als Sohn eines gewerbsmäßigen Schönfärbers hat Asche von Hause aus die »Fähigkeit, den Beschwerden dieser Erde eine angenehme Färbung zu geben«, die Misere des großartig Nützlichen etwa durch den *ornatus* der klassischen Redekunst zu verklären (24). Und als Bildungsphilister weiß er auch, »wozu doch am Ende das Griechische nützt«: zur Homerlektüre, die ihm neben der tagtäglichen Wäschereinigung und Einkehr zu seiner »besten Frau« erquickt und damit den Alten nochmals pragmatischen Nutzen verschafft (163, 178). Dass ausgerechnet Asche, dieser vormalige »Nichtsnutz« und »Phantastikus«, sich der Welt des Nützlichen verschreibt, ja zu ihrem Nutznießer wird, gilt dem Vater als definitiver Beweis dafür, dass der Zeitenwandel unwiderruflich ist (84, 175).

¹⁶ Romantische Dichtung und Wissenschaft hatten noch konzertiert versucht, durch Nach- und Neuvollzug von Naturprozessen und ihrer inneren Zweckmäßigkeit das ›Unbedingte‹, ›Reale‹ oder ›Ding an sich‹ einzuholen, statt es nur zu repräsentieren, zu manipulieren und zu nutzen. Beim Realisten Asche bleibt hiervon lediglich ein handfester Kalauer: »er gelangte, wie immer der Mensch, auch diesmal nur bis zu den Grenzen der Menschheit, und er nahm das *Ding*, nachdem er es zum drittenmal auseinandergereitet und wieder zusammengewickelt hatte, *an sich*, das heißt, er nahm es jetzt unter den Arm« (59).

Raabes Text hat die Neuaufteilung zwischen Nützlichem und Unnützem zunächst über das Thema der Bildung skizziert. Die Inversionen zwischen dem Nützlichen der Ästhetik und der Ästhetik des Nützlichen buchstabiert er zuletzt aber über die metapoetische Figur der Bilder und Einbildungen aus: Als sie mit ihrem Mann eine der neuen Kunstaustellungen besucht, durch die sich der Kunstmarkt auch im Deutschen Reich zu etablieren beginnt, stellt die junge, von keiner übermäßigen Bildung angekränkelte Emmy unvermittelt die Leitfrage von Pfisters künftigem Sommerferienheft: »Wo bleiben all die Bilder?« Eberhard antwortet, »es würde uns, die wir selber vorübergehen, den Raum arg beschränken im Leben, wenn alle Bilder blieben!« (30, 32) Für uns, die wir immer schon an der Schwelle unserer eigenen Vergangenheit stehen, wäre deren Überlast und deren beständige imaginäre Vergegenwärtigung unnütz, schädlich oder gar, wie im Falle von Lippoldes, tödlich. Anders als in den frühen Programmschriften des Realismus gefordert, müssen die Bilder und Erinnerungsbilder deshalb ins Private oder ins Archiv verschwinden. Somit lehrt die Erzählung zuletzt, »daß es eine Täuschung des Menschen ist, wenn er glaubt, daß die Bilder der Welt um ihn her stehenbleiben« (42). Entstanden ist der Text schließlich, als der Kunst- und auch Literaturmarkt vor Augen führte, wie sehr die autonome Preisbildung die ästhetische Autonomie dominiert.

Zur ›Umwelt‹ des Textes gehört aber auch die Diskussion um den Begriff des Grenznutzens und dessen Reichweite, die seit den 1870er-Jahren in vollem Gange war. Hatte man zunächst noch versucht, die Grenznutzenlehre aus dem Fechner-Weber'schen Gesetz abzuleiten, also jenem psychophysischen Prinzip, auf dessen Grundlage auch die ersten ›empirischen‹ und ›experimentellen‹ Ästhetiken entstanden, wurden diesem Unternehmen spätestens nach der Jahrhundertwende die Grenzen aufgewiesen. In seinem Resümee der Diskussion unterstrich Max Weber 1908, dass die Nationalökonomie autonom zu Werke geht: Mögen ›Empfindungen‹ auch quantitativ messbar sein, das Glücksempfinden ist es nicht, zumal es in der Ökonomie weniger auf Geschmacksurteile denn auf Bedürfnislagen bezogen wird. In der ›Wertelehre‹ stehe also die Nationalökonomie »durchaus auf eigenen Füßen«; und die Grenznutzenlehre sei nicht psychologisch oder ästhetisch, sondern »pragmatisch« fundiert, d.h. unter Verwendung der Kategorien: ›Zweck‹ und ›Mittel.‹¹⁷ Zwischen der Sphäre des Nutzens und Schönen, der Ökonomie und Ästhetik gibt es keine Vermittlung. Oder anders

¹⁷ Max Weber, Die Grenznutzlehre und das ›psychophysische Grundgesetz‹, in: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1922, S. 360–375, hier S. 369, S. 372.

gesagt: Vermittlung gibt es alleine über die vermittelnde Sphäre schlechthin: über den Markt.

**

Solange allein in seinen Horizont gestellt, definiert sich Unnützes Wissen und die Poetik des Unnützen unweigerlich als das Andere des Ökonomischen. Raabes *Stopfkuchen* (1890) überschreitet diesen Horizont ›national-ökonomischer Dogmen‹ jedoch, indem er ›Wissen‹ und ›Nutzen‹ strukturell völlig neu fasst. Der Roman handelt von Eduard, einem nach Afrika ausgewanderten, dort zum wohlhabenden Familienvater avancierten Deutschen und seinem Besuch in der heimatlichen Provinzstadt. In einem der dortigen Gasthäuser erfährt er, dass sein alter Mentor, der Briefträger Störzer, welcher ihm früher durch seine geographischen Kenntnisse die Welt allererst erschlossen hat und selbst, im kleinen Kreis der Heimatstadt, die Entfernung des fünfachen Erdradius abgelaufen sein soll, eben verstorben ist. Eduard erinnert sich an seinen alten Kameraden Heinrich Schaumann und besucht ihn sogleich. Seiner Leibesfülle und Fresssucht wegen ›Stopfkuchen‹ genannt, war dieser zu Schulzeiten als Faulpelz und Nichtsnutz verschrien. Deshalb hat er sich bald auf die ›Rote Schanze‹, eine alte Wallaufschüttung aus dem Siebenjährigen Krieg, geflüchtet, die ihn ihr Besitzer, der Bauer Quakatz, samt seiner Tochter Tinchen versprach, sollte Stopfkuchen nur den – damals Aufsehen erregenden – Mord an dem Bauern Kienbaum aufklären helfen.

Weil man ihm nachsagte, er habe Kienbaum eines Viehhandels wegen erschlagen, war Quakatz unter den Philistern des Orts verfemt. Bis zu seinem eigenen Tod ist die Tat nicht aufgeklärt worden, vorher aber hat Quakatz noch den gescheiterten Theologiestudenten Stopfkuchen zu seinem Schwiegersohn und Erben bestimmt. Als vormaliger Nichtsnutz, der nunmehr seinen Grund und Boden gewinnbringend an »die nächste Zuckerfabrik« verpachtet und mit Tinchen das ›behaglichste‹ Dasein führt, empfängt Schaumann, dieser Daheimgebliebene, den Weltreisenden Eduard (18; 75, 168). Er rollt beider schwierige Jugendfreundschaft, vor allem aber seine ›Eroberung‹ der Roten Schanze, zudem deren historische und prähistorische Vergangenheit und schließlich den Mordfall Kienbaum auf (94). Nebenbei führt er Eduard seine Sammlung paläontologischer Fundstücke aus dem Hügel vor und gibt – nach endlosen und umständlichen, von etlichen Details und Exkursen aufgeblähten Erzählungen – schließlich kund, Störzer habe ihm gestanden, Kienbaum im Affekt getötet zu haben. Diese Auflösung

präsentiert er im noch leeren Gasthaus ›Zum Goldenen Arm‹, ehe die dortige Wirtin Meta die Fama unter die eintrudelnden Gäste bringt. Bestürzt reist Eduard am nächsten Morgen nach Hamburg ab, um rasch wieder nach Südafrika zu gelangen. Das Erlebte bringt er während seiner Überfahrt zum Kap der Guten Hoffnung als, wie es im Untertitel heißt, ›See- und Mordgeschichte‹ zu Papier – im Unterdeck des Schiffs ›Hagebucher‹.

Nicht nur anhand dieser Verknüpfung mit *Abu Telfan*, die Eduard und Schaumann als Gegen- und auch Parallelfiguren Hagebuchers bestimmt, schließt Raabe an das Thema des Nichtsnutzes an. Stopfkuchen ist ein Nichtsnutz eigenen Rechts, ein ›Noch-Nichtsnutz‹, wie man sagen könnte, dessen Potential man immer schon verkannt hat. Schaumann, den »Dickssten, Faulsten und Gefräßigsten« (22), zeichnete nämlich von jeher eine besondere »Veranlagung zum Idiotentum« (65) im emphatischen Sinne aus: zu einer Art heiligen Einfalt, einer Art überempirischen Dummheit jenseits des gesunden Menschenverstands, aber auch jenseits bloßer Buchgelehrsamkeit, die allererst die höheren oder tieferen Bedingungen der Erkenntnis offenlegt.¹⁸ Ihren Mann adressiert Tinchen als eine Mischung aus Erlöser und Rächer, denn »sie wußten nicht ganz vollkommen, was du alles in dir hattest, Heinrich, und was du alles tun und sagen konntest« (110). Indem er auf der Schanze ein rauschendes, nutzlos verschwenderisches Hochzeitsfest veranstaltete, hat Stopfkuchen den alten Quakatz wieder gesellschaftsfähig gemacht, und so ist dieser »hinübergegangen in der vollen Überzeugung, unter der Menschheit in integrum restituiert worden zu sein.« (149) Von der Stadt und ihren Philistern, seinen vormaligen Peinigern, hält sich Stopfkuchen selbst, auch und gerade als ›gemachter Mann‹, jedoch fern – und sinnt oben auf seiner Schanze insgeheim auf Rache.

Zu Stopfkuchens eigentümlicher ›Natur‹ rechnet nicht nur seine Verfressenheit, sondern, als geborener Schaumann, auch seine Neigung zur – von Arthur Schopenhauer, dem »Weisen von Frankfurts bester Table d'hote«, beschriebenen – intuitiven und vom Begriff gelösten »Anschauung« (117). Diese ermöglicht nicht nur eine ›schöne Aussicht‹, wie die von der Roten Schanze in die Landschaft oder wie die kontemplative auf die Ideen selbst (61). Sie führt auch zu einer ›Evidenz‹ im verwaltungstechnischen und juristischen Sinne: zur Sichtung jener Bestände und Beweismittel, die der

¹⁸ Vgl. hierzu Stopfkuchen selbst: »die Klugen haben wahrhaftig lange nicht so viel Behaglichkeit in die Welt gebracht und so viele Glückliche drin gemacht wie die Einfältigen.« (109) – Zur theologischen und philosophischen Figur des Idioten vgl. Henning Teschke, Sprünge der Differenz. Literatur und Philosophie bei Deleuze, Berlin 2008, besonders S. 483–500.

gestörten Ordnung der Dinge auf den Grund gehen lassen. Als »Kriminalgeschichte« (60) untersteht *Stopfkuchen* dem Indizienparadigma, das seit dem 18. Jahrhundert an die Stelle von Zeugenaussagen und Geständnissen das Aufdecken, Anschauen und Deuten von Spuren und Zeichen aller Art gesetzt hat, das also nicht von vornherein Essentialles von Zufälligem oder, im Sinne der realistischen Verklärungsprogramme, poesiefähige von gemeiner Realität zu unterscheiden versucht, sondern sich vielmehr dem ›Realen‹ als dem Abhub der Erscheinungen, den vermeintlich insignifikanten Symptomen und Details zuwendet.¹⁹

Dass dieses Wissen nur ein schlechtweg unsicheres und daher bloß potentiell nützliches sein kann, war bereits bei der Geburt dieses neuen kriministischen Blicks unbestritten. Auch im Falle der vermeintlichen »Indizien in Sachen Kienbaum« (33), die wiederholt gegen den Bauern von der Roten Schanze aufgeboten wurden, hat es versagt und somit weniger zur Aufdeckung von Wahrheit und Wirklichkeit geführt, als dass es Quakatz einem dauernden Verdacht und bösen Blick aussetzte. »Was blieb ihm übrig, um nicht ganz verrückt zu werden, als seinen Sinn und seine Gedanken auf allerlei Dinge zu richten, auf die vor ihm noch kein Bauer auf der Roten Schanze gekommen war?«, fragt Stopfkuchen.

Und an einem der nächsten Tage schon steckten wir statt über dem Corpus juris die Köpfe über meiner Abschrift aus der Sammlung des alten Schwartner zusammen, und der Bauer auf der Roten Schanze suchte herauszubringen, welche Leute heute die Rechtsnachfolger der Totgeschlagenen von Siebenzehnhunderteinundsechzig waren und möglicherweise die Rechtsnachfolger des Grafen von der Lausitz darob verklagen konnten. (98f.)

Über das Recht und seine Frage nach der rezenten Wirklichkeit dringen sie in die Geschichte mit ihren endlosen Bedingungsketten und zur Frage nach der historischen Gerechtigkeit vor, ehe Stopfkuchen zu guter Letzt die Frage nach dem Ursprung von Schuld, Recht und Gerechtigkeit in den dunklen Horizont des Vor- oder Überhistorischen rücken wird. Damit ergibt sich, wie es Ernst Bloch zum Kriminalroman allgemein formuliert hat, zunächst der »Verdacht eines verdammten Geheimnisses ante rem, ante lucem, ante historiam«; und damit wird zugleich der Versuch gewagt, jenseits des »Kausalnexus« auf ein »Unvordenliches« oder »an den Kern zu

¹⁹ Vgl. zur juridischen und literarischen Diskussion von Indizien um 1800 bspw. Antonia Eder, *Doing Truth. Indizien und verdächtige Schlüsse bei Heinrich von Kleist*, in: Yvonne Nilges (Hg.), *Dichterjuristen. Studien zur Poesie des Rechts vom 16. bis 21. Jahrhundert*, Würzburg 2014, S. 67–89.

kommen« (119).²⁰ Als Bild eines Sündenfalls, der sich nicht verscharren und verdecken lässt, erscheint gerade für Schaumann die Szene von Störzers Überführung. Denn bei Quakatz' Beerdigung sieht er, was *nicht* geschieht, und entdeckt darin ein Zeichen, das *anderen* entgehen muss: »daß einer die drei Schaufeln für den Toten mit dem Zeichen Kains auf der Stirne verweigert habe.« (174)

Die Verquickung von Anschauung und Ausgrabung liegt schon durch die Namensähnlichkeit zwischen Heinrich Schaumann und Heinrich Schliemann nahe, und tatsächlich hat Raabe selbst Edmund Sträters briefliche Vermutung bestätigt, mit Schaumanns dilettierender Grabungstätigkeit und romantischer Philisterfeindschaft sei eine Analogie zum weltbekannten Archäologen gegeben.²¹ Diese Analogie mag zunächst aktuelle kulturpolitische Gründe gehabt haben, sah sich doch Schliemann, während Raabe am *Stopfkuchen* saß, scharfen Angriffen nicht nur von Deutschnationalen wie Ernst Bötticher, sondern auch von der Zunft der Archäologen mit ihrem Kultur- und Wissenschaftsanspruch ausgesetzt.²² Ohne deren philiströse Selbstgewissheit über den wissenschaftlichen – oder patriotischen – Wert und Nutzen der institutionalisierten Archäologie versuchen Schlie- und Schaumann, dem »Kulturfperch« deutscher Bildung durch den romantischen »Dilettantenwahnsinn« von »Einbildungskraft und Phantasien und Lektüre« zu entkommen (21, 77, 116).²³ Man kann, was die archäologische Ausrichtung von Stopfkuchens Willen zum Wissen angeht, von einem zugleich persönlichen und überpersönlichen Nutzen sprechen. Stopfkuchen sind seine (handfesten wie intellektuellen) Grabungen zunächst höchst nützlich, da sie ihn allererst zum ›Herr im eigenen Haus‹ werden und damit – wie Schliemann – seinen Kindheitswunsch erfüllen lassen. (Die Wissenschaft im Dienst der Phantasien, die Archäologie als Belebung des Verschütteten – nichts ande-

²⁰ Ernst Bloch, Philosophische Ansicht des Detektivromans, in: Ders., Verfremdungen I, Frankfurt a.M. 1976, S. 37–63, hier S. 55.

²¹ Vgl. hierzu – samt der einschlägigen Briefstellen – Kathrin Maurer, Das Ausgraben der Vergangenheit. Heinrich Schaumanns und Heinrich Schliemanns historischer Sinn, in: Soren R. Fauth/Rolf Parr/Eberhard Rohse (Hg.), »Die Besten Bissen vom Kuchen«. Wilhelm Raabes Erzählwerk: Kontexte, Subtexte, Anschlüsse, Göttingen 2009, S. 283–294, hier S. 283–285.

²² Vgl. hierzu Mark Lehrer, Der ausgegrabene Heinrich Schliemann und der begrabene Theodor Storm. Anspielungen auf Zeitgenossen in Raabes »Stopfkuchen«, in: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft (1989), S. 63–90, hier S. 70.

²³ Vgl. hierzu Michael Schmidt, Der Dilettant, ein Detektiv. Wilhelm Raabes *Stopfkuchen* und die »Möglichkeit« des Kriminalromans, in: Guri Ellen Barstad/Marie-Theres Federhofer (Hg.), Dilettant, Dandy und Décadent, Hannover 2004, S. 49–78, hier S. 53, S. 71.

res werden später Raabes Freund Wilhelm Jensen in *Gradiva* (1903) und dessen Kommentator Sigmund Freud beschreiben.)

Zum Herr im eigenen Haus zu werden, bedeutet für Stopfkuchen jedoch auch, die Rote Schanze und damit jenen erhabenen Standpunkt zu erobern, der ihm gegenüber der Vergangenheit ein gewisses ‚Pathos der Distanz‘ und zudem die Möglichkeit gestattet, den Ort seiner unglücklichen Kindheit – wie einst der Graf von der Lausitz – aufs Korn zu nehmen: »Bombardieren werde ich noch mal von ihm aus das Philistertum da unten« (38). Im Vergleich zum »Weltwanderer« Eduard ist Stopfkuchen ein »Hinholter«, der sich nicht für ferne Erdteile oder die globale Weltgeschichte, wohl aber für das Lokale und dessen Tiefendimensionen interessiert (61). Dass Stopfkuchens Stand- oder vielmehr Sitzpunkt vielleicht wenig Geschichte, wohl aber zahllose Schichtungen birgt, dass seine begrenzte Gegenwart ganz und gar mit Vergangenheit durchdrungen ist – mit dieser archäologischen, seit Einführung der Stratigraphie wortwörtlich begründeten »dig where you stand-Mentalität«²⁴ lässt er zuletzt das Historische hinter sich. »Daß ich mich mit ihm, immer dem historischen Sinn, einzig und allein auf die Rote Schanze zu beschränken wußte, spricht«, wie Stopfkuchen resümiert, »zuletzt denn doch dafür, daß noch etwas in mir lag, was selbst über den historischen Sinn hinausging.« (71)

»An diesem Punkte« des überhistorischen Sinns muss allerdings, wie es Rudolf Virchow 1865 formulierte, »der Geschichtsschreiber seine Rechte an den Naturforscher abtreten, oder, wenn er das nicht will, so muß er selbst Naturforscher werden und aus dem Buche der Natur lesen lernen.«²⁵ Konkret hieß dies für die Archäologen, von der oberflächlichen Geographie zur Geologie und ihrer Tiefenperspektive überzugehen – und von der Petrefaktenkunde, wie sie lange Zeit als historische Hilfswissenschaft betrieben wurde, zur Paläontologie. Was ihn zu dieser Wissenschaft drängt, ist für Schaumann die überhistorische Sicht auf sich selbst, die Selbstanschauung *sub specie aeternitatis*: »die Vorstellung, in einer späteren Schicht auch mal unter den merkwürdigen Versteinerungen gefunden zu werden« (100). Dabei betreibt Stopfkuchen, »Mitglied von einem halben Dutzend paläontologischer Gesellschaften«, das Petrefaktensammeln nur in seinen Mußestunden fröhlichen Dilettierens (111). Und was er – zum Nutzen allein seiner Selbstfindung – auszugraben vermag, ist weniger ein wissenschaftliches Zeugnis vor-

²⁴ Christiane Zintzen, Von Pompeji nach Troja. Archäologie, Literatur und Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert, Wien 1998, S. 37. – Zum Folgenden vgl. auch ebd., S. 26.

²⁵ Rudolf Virchow, Über Hünengräber und Pfahlbauten. Nach zwei Vorträgen im Saale des Berliner Handwerkervereins, gehalten am 14. und 18. December 1865, Berlin 1866, S. 6.

maliger Lebensformen als vielmehr sein fossiles Double: ein Megatherium, ein urzeitliches Riesenfaultier.

Im Gegensatz zum fleißigen und karrierebewussten Heinrich Schliemann gräbt Schaumann keinen heroischen Doppelgänger wie Agamemnon aus. Und anders als für Noah Buchius ist in seinen fossilen Fundstücken nicht der Gewährsmann der eigenen unvordenklichen Sündhaftigkeit verewigt: der »arme Sünder und diluvii testis, der Sündflut Zeuge« (17; 151). Vielmehr bezeugen für Stopfkuchen die Knochen des Megatheriums (und die im Küchenschrank aufbewahrten Koprolithen) die überhistorische Geltung seiner eigenen ›behaglichen‹ Natur – nicht die untilgbare ewige Schuld und Verschuldung des Lebens, sondern eine fröhliche »Vision der ewigen ›Freßbarkeit‹ der Dinge«.²⁶ Mit Stopfkuchens »Studium des Müßiggangs«²⁷ (im doppelten Sinne) wird also sein Dasein als Nichtsnutz und Vielfraß auf gleichsam überzeitliche Weise gerechtfertigt: durch Verweis auf den ›Archetypus‹ jenes rezenten Faultiers, jenes Bradypus, als welcher Schaumann selbst seinen Mitschülern »wissenschaftlich zum abschreckenden Beispiel« vorgeführt worden war (18; 82). Stopfkuchen, so ist daraus zu folgern, wäre inmitten seiner arbeitsamen Zeitgenossen als ein ›lebendes Fossil‹ zu respektieren, das vom Fluch Adams immer schon ausgenommen war. Für ihn ist das Behagen an der eigenen unzeitgemäßen Natur dem Unbehagen in der Kultur allemal vorzuziehen.

Unzeitgemäßen, gleichsam überhistorischen Wesen wie dem Megatherium vermochte die paläontologische Forschung allerdings erst allmählich auf die Spur zu kommen. Und die maßgeblichen Etappen dieser Forschung werden durch gerade jene Fossilien markiert, die bei Raabe auftauchen: Hatte der Schweizer Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer 1726 ein Fossil vom Bodensee als *homo diluvii tristis testis* identifiziert, so erkannte Georges Cuvier in dem Skelett fast ein Jahrhundert später das eines Riesensalamanders.²⁸ Allerdings bezeugt die theologisch unterlegte – auch von Quakatz vertretene (vgl. 18; 99) – Sintfluttheorie nicht nur das Nichtwissen des 18. Jahrhunderts in urgeschichtlichen Belangen. Sie hatte immerhin dazu geführt, Fossilien nicht nur als schimäreische Gesteinsbildungn, die rein zufällig an Lebewesen erinnern, sondern als erkenntnisfähige Gegenstände zu begreifen. Seit-

²⁶ Mark Lehrer, Der ausgegrabene Heinrich Schliemann, S. 89.

²⁷ Friedrich Schlegel, zit. nach: Gerhard v. Graevenitz, Der Dicke im schlafenden Krieg. Zu einer Figur der europäischen Moderne bei Wilhelm Raabe, in: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft (1990), S. 1–21, hier S. 10.

²⁸ Vgl. etwa Erich Thenius, Versteinerte Urkunden. Die Paläontologie als Wissenschaft vom Leben in der Vorzeit, 3. Aufl., Berlin/Heidelberg/New York 1981, S. 5.

her belegten maritime, aber in erhöhten Lagen aufgefundene Petrefakte den Untergang vormaliger Lebensformen und eine ehemalig völlig andersartige Erdgestalt. Cuvier übernahm die Prämissen dieser diluvianischen ›Mord- und Seegeschichte‹ und buchstabierte sie zu seiner Kataklysmentheorie aus. In dieser Theorie setzte er eine Ordnung konstanter Arten voraus, die allerdings durch erdgeschichtliche Katastrophen (wie die Sintflut) immer wieder revolutioniert worden sei. Fossilien waren in diesem Sinne Schlüsselzeugnisse der Erdgeschichte, und die Geologie war von der Paläontologie nicht mehr zu trennen. Seine funktionalistische Konzeption der Anatomie, auf deren Basis man von einem Knochen mit seinen charakteristischen Gelenkflächen, Krümmungen und Vorsprüngen auf das gesamte Skelett, von diesem auf Muskeln, Fleisch und Haut, ja sogar auf die Lebens- und Verhaltensweise schließen könne, demonstrierte Cuvier am (von ihm so benannten) Megatherium.

Dessen ›Wiederauferstehung en miniature‹, wie es Cuvier nannte,²⁹ besorgt Stopfkuchen allerdings nicht durch die anschauliche und museumsstaubige Rekonstruktion seiner vermeintlichen Gestalt, sondern indem er es, auf gleichsam eucharistische Weise, selbst verkörpert. Als Dilettant zwischen den Domänen von Theologie, Recht und ›Osteologie‹ (132) sagt Stopfkuchen, auf seine paläontologische Sammlung zeigend: ›dieses sind meine Knochen!‹ (76) Nur durch sich selbst und seine innere Evidenz vermag er für die ›Wiederauferstehung‹ zu bürgen, denn als solches muss das ›überhistorische‹ Wissen unsicher bleiben. Diese Epistemologie des unsicheren und unabschließbaren Wissens teilt die Paläontologie aber mit der Archäologie und der Kriminalistik, weshalb Stopfkuchen auch seine naturkundlichen Interessen mit denen in der Geschichte, Altertumskunde und Verbrechensforschung unbekümmert vermengen kann. Zu einer narrativ zwingenden Verknüpfung zwischen Lokalhistorie, urzeitlichem Faultier und Kriminalfall gelangt er zwar nicht; zur Schau trägt Stopfkuchen aber einen eigentümlich ›archivarischen‹ statt nur ›antiquarischen‹ Willen zum Wissen: Die »Geschichte seiner Stadt« wird ihm tatsächlich »zur Geschichte seiner selbst«, und die Rote Schanze erscheint »wie ein ausgemaltes Tagebuch seiner Jugend«; nur führt ihn sein ›Wittern auf fast verlöschten Spu-

²⁹ Vgl. hierzu Martin J. S. Rudwick, *Bursting the Limits of Time. The Reconstruction of Geohistory in the Age of Revolution*, Chicago 2005, S. 413. – Vgl. auch ebd., S. 356–360, und mit Bezug auf Raabe, Peter Schnyder, »Dieses sind meine Knochen.« Geologie und Anthropologie in Wilhelm Raabes Stopfkuchen, in: Michael Neumann/Kerstin Stüssel (Hg.), *Magic der Geschichten*, S. 305–319, hier S. 315–317.

ren« nicht dazu, wie Eberhard Pfister und Noah Buchius »allein Leben zu bewahren« und »das Werdende« zu unterschätzen.³⁰

Stopfkuchen nennt sich einen Noah, dem Gott aufgetragen habe: »Gehe aus dem Kasten.« (75) Noahs ›Kasten‹, die Arche, in der die überlebenswürdigen Arten für die Zukunft gerettet werden, hat man als Urbild eines Archivs aufgefasst, obschon dem eine falsche etymologische Ableitung (vom lat. *arca* statt vom griech. *archeia*) zugrunde liegt. Aus dem Kasten zu gehen – dieses Lebensmotto des Noah Stopfkuchen bedeutet, er solle sich nicht (wie der Noah Buchius) auf die Hegung des Gewesenen beschränken. Doch auch die bildungsphilistöse Nutzbarmachung der (ohnehin unsicherer oder gar ›toten‹) Kenntnisse ist nicht seine Sache, sondern die Freisetzung ihres *potentialis*. Das Gewesene will er als allererst Werdendes bergen und hegt deshalb ein Wissen darum, dass und wie die Dinge auch anders oder auch nicht sein könnten. Eduards Schopenhauer-Motto: »Nichts ist ohne Grund, warum es sey«, und die daran geknüpfte »irdische Gerechtigkeit« (197) überschreitet dieser *potentialis*, indem er neben das ›rationale‹ und in diesem Sinne gerechte Sein, neben die Ursprünge und Teleologien auch die Möglichkeit des Bruchs, eines unbegründeten Auftauchens oder ungerechten Ausbleibens, des zufälligen und singulären Ereignisses oder des unvorhersehbaren Werdens setzt.

Das Paradigma des Ausgrabens, das man in der Kriminalistik, Archäologie und Paläontologie gleichermaßen verfolgt, kennzeichnet eine ›Potentialisierung‹ des Wissens nicht nur in dieser ›genealogisch‹ zurückblickenden Perspektive, sondern bereits bei der Erkenntnisproduktion: Fundstellen zu bearbeiten, bedeutet, sie unwiderruflich zu verändern und somit letztlich zu zerstören; deshalb geht das Ausgraben mit systematischer Registratur und Archivierung einher, mit der Produktion von Dokumenten, die an die Stelle der Monamente, d.h. des Fundstücks und der Fundstelle, treten.³¹ Schon weil das Geborgene an Ort und Stelle nicht vollständig zu durchdringen ist, wird es dem Papier anvertraut: nicht bereits als festes ›Wissen‹, sondern als noch unendlich interpretierungsbedürftiger ›Datensatz‹. Die – unerschöpfliche – Anschauung soll nicht in begriffliche Kenntnisse umgemünzt, sondern vielmehr als potentielles Wissen zu jenen Akten genommen werden, auf die man künftig, unter dieser und jener Perspektive, auf diesem oder jenem Wissensstand, zurückgreifen kann. Der archivarische Wille zum Wissen

³⁰ Friedrich Nietzsche, Vom Nutzen und Nachtheil, S. 265.

³¹ Vgl. etwa Irina Podgorny, Medien der Archäologie, in: Lorenz Engel/Bernhard Siegert/Joseph Vogl (Hg.), Archiv für Mediengeschichte: Medien der Antike, Weimar 2003, S. 167–179, hier S. 174–179.

bejaht also das imperfekte Noch-Nichtwissen. Erkenntnisse hält er latent, um sie zwischenzeitlich von der Notwendigkeit tatsächlicher Referenz zu befreien. Die entsprechend ›potentialisierten‹ Dingkorrelate sind damit aber für den ›Poetischen Realismus‹ vollends prekär geworden: Sie können nicht mehr als »Prüfungsstein« und »Widerhalt« einer sonst taumelnden »Phantasie« dienen.³² Sie taugen nicht mehr als Platzhalter des Signifikats ›Wirklichkeit‹ oder als semiotischer Träger eines ›Realitätseffekts‹, denn statt der Beliebigkeit eines Wirklichkeitsausschnitts meint ihre ›Kontingenz‹ nun: Möglichkeit, Nichtsein-Können und Derealisierung.

Ist solches Wissen ›potentiell‹, dann nicht notwendig und ein für alle Mal unnütz, sondern vielmehr ›noch-unnütz‹. Gerade diese seine Potentialität, seine virtuelle Geltung und Tauglichkeit kann hie und da aktualisiert und als *potentia* eingelöst werden: als Macht, die ihrem Begriff nach ja nichts anderes als suspendierte und potentialisierte Gewalt ist. Und nennt man solches Disponieren über Wissen, das Macht generieren kann, ›Diskurs‹, dann übt bei Raabe niemand so gezielt diskursive Macht aus wie Stopfkuchen. Die Wahrheiten, die er – auf der Schanze oder auf dem Friedhof – den ›Eingewei- den der Erde‹ abgetrotzt hat, verleibt er sich zunächst noch privat ein. Dann zieht er »nicht ganz ohne Nutzen« auch »das Kochbuch« zu Rate, ehe er eine bestimmte Wahrheit dem Widerküren der »Nebenmenschen« überlässt und sie folgerichtig im Gasthaus auftischt (56). Hierbei dient das Wirtshaus zum ›Goldenen Arm‹ mit seiner Wirtin ›Meta‹ dieser Manipulation der Fama, die als rasches ›Hin- und Herlaufen‹ von Reden öffentliche Wahrheit produziert. Das Gasthaus ist also »ein diskursiver Ort im Wortsinne«.³³ Dass aber das Wissen, das von der philiströsen Sensationsgier umgehend als Gewissheit verschlungen und so dem nächsten Nebenmenschens aufgetischt wird, nur ein potentielles ist, für das Stopfkuchen selbst nicht zur Rechenschaft gezogen werden kann – das zeigt bereits die diskursive Konstruktion der vermeintlichen Wahrheit: Eduard, der einzige und allein den Wortlaut des Manuskripts verbürgen kann, berichtet, dass Stopfkuchen (der einzige lebende Zeuge des Geständnisses) von Störzers (dem damals einzige lebenden Zeugen der ›Tat‹) Bericht berichtet, er habe, von diesem wieder einmal misshandelt, auf Kienbaum einen Stein geworfen, der ihn getötet haben könnte.

³² Friedrich Theodor Vischer, Notwendigkeit und Grenzen der Naturnachahmung (1851), abgedruckt in: Christian Begemann, Realismus. Das große Lesebuch, Frankfurt a.M. 2011, S. 33f.

³³ Harald Neumeyer, Rederaum Gasthaus. Zur Konstruktion von Wirklichkeit in Theodor Storms »Der Schimmelreiter« und Wilhelm Raabes »Stopfkuchen«, in: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft (2011), S. 87–103, hier S. 94.

Man hat über den Nutzen gerätselt, der überhaupt daraus zu ziehen ist, Störzer nachträglich und punktgenau zu seiner Beerdigung als Täter zu entlarven. Quakatz ist zu diesem Zeitpunkt bereits rehabilitiert, Tinchen am Wiederaufrollen des Falls nicht weiter interessiert, und Stopfkuchen selbst, dieser »eingefleischte« Sonderling, ist längst über den bösen Blick seiner Nebenmenschen erhaben. Da er aber als Junge selbst oft Steine nach seinen Peinigern geworfen hat, und da auch dem älteren Stopfkuchen nichts übrig blieb, als nach dem »Erdboden« zu greifen, um dort an etwas Festem Halt zu finden, könnte er in Störzer auch einfach seinen Doppelgänger imaginiert und mit dessen Totschlag eine Rachephantasie ausbuchstabiert haben; diese hätte ihn, vermittelst eines Landpostboten, zum »Jüngsten-Gerichts-Boten in Person« gemacht, der die Herstellung überhistorischer Gerechtigkeit für sich reklamieren kann (183, 192).

Zu guter Letzt war Raabe selbst an einer Aufwertung des unnützen Wissens, an der Revision der realistischen Poetologie und auch an seiner eigenen Anerkennung im Betrieb gelegen. Und dem sollte *Stopfkuchen* als Außenseiterfigur *und* unzeitgemäß Roman durch die poetische Nutzbarmachung potentiellen Wissens dienen. Die Frage diskursiver Macht durchzieht den Text deshalb auf unterschiedlichen Ebenen: auf dem Niveau der Handlung, wenn Stopfkuchen sein Wissen bis zur rechten *occasio* zurückhält, um dann durch gezielte Enthüllung und Veröffentlichung, durch die »metapoetische« Nutzbarmachung potentiellen Wissens »überirdische« Gerechtigkeit (oder auch behagliche Selbstgerechtigkeit) herzustellen; auf der Ebene des Erzählers, wo Stopfkuchen seine Zuhörer (und Leser) durch endloses Retardieren und seine Schwatzhaftigkeit regelrecht auf die ›Folter‹ spannt (vgl. 177, 181); »metapoetisch«, nämlich im Verhältnis von Reden und Schreiben, wenn sich Eduard dazu gezwungen sieht, statt seiner eigenen Geschichte – oder eines schulmäßig ›realistischen Romans‹ – Stopfkuchens Erzählung zu Papier zu bringen,³⁴ und auf dem Kampfplatz des Literaturbetriebs, wo Raabe den kommerziell erfolgreichen ›Poetischen Realismus‹ mitsamt seinen historisch-philistriösen Tendenzen torpediert.³⁵

³⁴ Insofern handelt es sich hier auch nicht, wie in Eiseles bahnbrechender Studie nahegelegt wird, einfach um den »Übergang von der Natur zur Kultur, vom Sprechen zum Schreiben, von der Realität zum Realismus«. – Ulf Eisele, Der Dichter und sein Detektiv. Raabes »Stopfkuchen« und die Frage des Realismus, Tübingen 1979, S. 34.

³⁵ Zu *Stopfkuchen* als verschlüsselte Polemik Raabes gegen Storms todesseliges Erzählwerk und zudem den Storm-Getreuen Jensen vgl. Mark Lehrer, Der ausgegrabene Heinrich Schliemann, S. 24–27.

Doch steht zuletzt dahin, ob sich die Poetik des Potentiellen bereits in diskursiver *potentia* erschöpft. Schaumanns ›Pathos der Distanz‹ erfüllt sich schließlich nicht im bloßen ›Geist der Rache‹. Sein ›fröhliches‹ Wissen vom Unnützen ermöglicht ihm einfach Gelassenheit und dadurch, inmitten aller Ohnmacht, Selbstbehauptung. *Stopfkuchen* lässt sich als ›humoristisch‹ beschreiben, insofern der Roman – nach Jean Pauls Bestimmung – immer wieder das Erhabene (der Feldherrenblick von der Schanze) in das Niedrige (die Grabungen) verkehrt, die beschränkte Welt durch »sinnlichen Stil« bis ins Geringste ›individualisiert‹ und mit ihr doch »die unendliche ausmisset«. Stopfkuchens humoristischer Wille zum Wissen delegitimiert als »lex inversa« das herrschende Gesetz, denn »seine Höllenfahrt bahnet ihm die Himmelfahrt«, sein Aufstieg zur überirdischen Gerechtigkeit verläuft durch den Abstieg in die ›Eingeweide‹ der Erde (und des Menschen), in den »Untersinn« oder »Unsinn der Tiefen«.³⁶ Wie von Freud nahegelegt, vermag der Humorist Stopfkuchen die Welt und sein Leiden an ihr dadurch zu bagatellisieren, dass er als Erwachsener auf sich selbst als Kind blickt wie ein gütiges Über-Ich auf das bedrängte Ich.³⁷ Und wie in den jüngeren Theorien der Komik beschrieben, unterschreitet er die »Ordnung der Verständigkeit« derart, dass das aus ihr Ausgeschlossene sichtbar wird. Besonders das »Spiel von Möglichkeiten, die unbedacht und unbeachtet in dieser Welt selbst verborgen liegen«, ist Sache von Stopfkuchens Humor.³⁸ Beschreiben kann man ihn als das, »was im offiziell Geltenden das Nichtige und im offiziell Niedrigen das Geltende sichtbar werden lässt«.³⁹ Letztlich projiziert er den schönen Schein, dass das Unnütze immer (noch) zur Ordnung der Dinge gehört – und das nützliche Wissen nur ein potentielles ist.

³⁶ Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, Hamburg 1990, S. 129, S. 140, und Gilles Deleuze, Logik des Sinns, Frankfurt a.M. 1993, S. 171.

³⁷ Vgl. Sigmund Freud, Der Humor, in: Ders., Gesammelte Werke, hg. von Anna Freud u.a., Bd. 14, Frankfurt a.M. 1999, S. 383–389.

³⁸ Joachim Ritter, Subjektivität. Sechs Aufsätze, Frankfurt a.M. 1989, S. 74, 81, 92.

³⁹ Odo Marquard, Exile der Heiterkeit, in: Wolfgang Preisendanz/Rainer Warning (Hg.), Das Komische, München 1976, S. 133–151, hier S. 141.